

LIEBE ZUM ABGEWÖHNEN

In den USA kämpfen Ultrareligiöse und Liberale erbittert gegeneinander wie selten zuvor. Eines ihrer Schlachtfelder ist in Texas zu besichtigen, wo evangelikale Christen versuchen, Homo- und Bisexuelle mit Gebeten und Gesprächen zu heilen. Ihr Motto: »Pray away the gay!«

TEXT: STEPHAN SEILER

D

er Mann in dem blauen Hemd auf der Bühne redet keine 20 Minuten, da bin ich kurz davor, ihm zu glauben: Schwulsein ist heilbar. Mike Goeke, 45, ein gut gebauter Mann mit Bürstenschnitt, feigt über die Bühne der Sugar Creek Church in Houston, Texas, und erzählt, wie unausweichlich es für ihn gewesen war, schwul zu werden: Angst vor dem strengen Vater, eine enge Beziehung zur Mutter. Statt Football spielte er Tennis.

»Ich hatte keine männlichen Freunde, ich hatte Angst vor Jungs«, spricht er in sein Ansteckmikrofon, »ich wollte so sein wie sie, begehrte sie, irgendwann auch sexuell.«

Goes rechte Hand greift in die Luft. Er führt die Faust langsam zu seiner Brust, als wolle er die Zuhörer im Saal zu sich ziehen. All die Schwulen und Lesben, die nicht mehr schwul oder lesbisch sein wollen. Die Eltern, die ihre homosexuellen Kinder in heterosexuelle Normalteenager verwandeln möchten. Und mich, mich zieht Goeke auch zu sich hinauf auf die schwarze Bühne.

Weil er immer gewusst habe, dass seine Lust auf Männer falsch sei, heiratete Goeke 1994 erstmal eine Frau, erzählt er. »Aber ich rang mit meinen Obsessionen, flüchtete mich in schwule Chat-Räume und traf mich schließlich mit Männern. Ich tat mit ihnen schlimme Dinge.« Ich versuche gerade, mir die schlimmen Dinge vorzustellen, da sehe ich, wie links von mir ein Mann, der aussieht wie Michael Jacksons Vater Joe, seinen pubertierenden Sohn anweist, sich zu setzen. Der Junge trägt lilafarbene Glitzerohrstecker und ein enges Abercrombie-&

Fitch-Poloshirt. Er sieht nicht so aus, als würde er freiwillig samstags neun Stunden in einer Halle mit ultrareligiösen Christen verbringen, um dem Texaner Goeke dabei zuzuhören, wie er sagt: »Heute verspüre ich Freude, wenn ich Frauen sehe.«

Die Menge kichert.

Goeke erzählt, wie sein Vater ihm damals ein Buch schenkte, als er die vielen »schlimmen Dinge« tat. Dass er »You don't have to be gay« im Flugzeug gelesen habe. Dass er homosexuell gestartet und heterosexuell gelandet sei. Und dass Gott ihm in der Economy Class »I love you« zugerufen habe. Diese letzten Worte verschluckt Goeke; ich bin mir nicht sicher, ob er weint. Jedenfalls scheint er sehr gerührt zu sein. »Jeder kann es schaffen. Amen!«, ruft er mit ausgebreiteten Armen.

Der Tag in der Sugar Creek Baptist Church in Sugar Land, am Rande Houstons, kostet 75 Dollar. »Love Won Out«, die Liebe obsiegt, heißt das Motto – natürlich die Liebe zwischen Mann und Frau, so wie es Gottes Wille sei. Er, Goeke, habe das bekommen mit den drei Kindern, der liebenden Ehefrau, den glücklichen Eltern und mit Jesus sowieso. Die Scheinwerfer übergießen ihn nun mit blauem Licht. Mir wird schwindelig, so schön ist seine Geschichte.

Das Gebäude, in dem ich mit den anderen 500 Besuchern sitze, sieht nicht aus wie eine Kirche. Eher wie ein Raumschiff, das auf den staubigen texanischen Boden geplumpst ist, genau zwischen einen Chevrolet-Händler, einer 20 Meter hohen amerikanischen Flagge und einem sechspurigen Highway. Altar, Kanzel, Holzbänke, all das brauchen die Baptisten nicht, um selig zu sein. Der gewaltige Kirchensaal hat breite Sitzreihen mit blauen Polstern. Statt Weihrauch umströmt mich die Kälte der Klimaanlage. Ich friere. Auf der Bühne der Kirche tänzeln nun Goeke und andere Männer über das Halbrund. Sie behaupten von sich, schwul gewesen zu sein. Heute leben sie hetero, als Ex-Gays. Wobei: Dieser Begriff gefällt den Ex-Gays nicht. Sie nennen sich lieber Christen, die mit »same-sex issues struggeln«, also mit ihren homophilen Neigungen ringen. Die Bewegung mag es abstrakt, das erzeugt nicht so viele schmutzige Bilder im Kopf.

Ich schaue zu dem Jungen mit den Glitzerohrsteckern. Er legt seinen Kopf zur Seite. Ein älterer Mann neben mir nickt. Zwei

junge Frauen mit Kurzhaaarschnitt und Piercings zwei Reihen vor mir lösen ihre Umarmung. Nun sitzen sie mit verschränkten Armen da. Weshalb sind die alle hier? Was habe ich hier zu suchen?

Sicher keine Heilung. Ich habe mich zu oft in Frauen verliebt, um schwul zu sein. Aber ich hatte auch genug mit Männern, um behaupten zu können, noch hundert Prozent heterosexuell zu sein. Ich suche mir meine Geschlechtspartner nicht nach dem Geschlecht aus. Ich hatte den Sommer in Manhattan verbracht. Auf meinem Weg zur U-Bahn in East Village kamen mir schrägere Typen entgegen als früher bei der Love-Parade. Das ist das Amerika, das ich liebe. Aber es gibt auch das andere Amerika, das zwischen Atlantik- und der Pazifikküste in Eigenheimen auf Pump lebt. Es ist mehrheitlich weiß, religiös, meist wahlentscheidend und hasst in weiten Teilen das, was die Menschen an den Küsten so mögen.

Aus diesem Amerika rekrutieren sich die Anhänger der Tea Party. Je nach Umfrage unterstützen bis zu 25 Prozent der US-Bürger die Bewegung, für die Barack Obama ein rassistischer Sozialist und die Evolutionslehre nur eine mögliche Erklärung für die Entstehung der Welt unter vielen ist. Sollte Obama innerhalb der nächsten zwölf Monate nicht sein Land aus dem Umfragetief retten können, wird der nächste amerikanische Präsident möglicherweise diesen Geist in sich tragen. Mitt Romney, Rick Perry und Michele Bachmann, die drei aussichtsreichsten Kandidaten der Republikaner fürs Präsidentenamt, überbieten einander mit bibeltreuen Parolen. Alle drei verurteilen die Schwulen-Ehe. Kongressfrau und Tea-Party-Aktivistin Bachmann hielt vor sieben Jahren die Eröffnungsrede von Love Won Out. »Love Won Out präsentiert die Wahrheit über Homosexualität«, sagte sie damals. Ihre lesbische Stiefschwester führe ein »sehr trauriges Leben«, das »Teil des Werks von Satan« sei. Ihr Mann Marcus Bachmann nannte Schwule vor einem Jahr in einem Radiointerview »Barbaren, die erzogen werden müssen«.

Ich fühle mich noch immer ein wenig besoffen von Goes Geschichte und schlurfe aus dem Raumschiff ins Atrium des »Sugar Creek«-Familienzentrums, wo



**»ICH
TAT MIT
MÄNNERN
SCHLIMME
DINGE.«**

MIKE GOEKE, LOVE WON OUT

schlagartig der Kater einsetzt. Die texanische September-Sonne blendet mich durch die Dachfenster. Ich sehe Frauen mit Broschen an der Bluse und Herren mit Handys am Gürtel, Jungs mit zu engen T-Shirts, Mädchen mit schwarzen Heavy-Metal-T-Shirts. Alle beäugen einander. Aber nur kurz. Wer anderen zu tief in die Augen blickt, macht sich verdächtig.

Weil Journalisten bei Love Won Out nicht gern gesehen sind, bin ich undercover hier. Sicherheitsleute und Polizisten passen auf, dass niemand fotografiert. Die Homo-Exorzisten indes kommen freundlich daher. Auch von den Geistlichen ist kein schwulenfeindliches Wort zu hören. Man will ja nicht die eigene Kundschaft beleidigen. Überall wird zugehört, verstanden und genickt.

Hinter Love Won Out steckt ein Unternehmen namens Exodus International mit Sitz in Orlando, Florida. Die Firma mit dem Slogan »Freedom from homosexuality through the power of Jesus Christ« ist mit angeblich 100 Millionen Dollar Spendeneinnahmen pro Jahr und 15 festen Mitarbeitern die größte ihrer Art in den USA. 125 angeschlossene Gruppen missionieren Schwule im ganzen Land. Wie das genau funktionieren soll, hatte Goeke vorhin im Blaulicht jedoch verschwiegen. Auch die

zentrale Frage ließ er unbeantwortet: Wie werde ich meine Lust auf Männer los? Wie kann ich so hetero leben wie Silvio Berlusconi? Muss ich warten, bis Gott mir drei Worte im Flugzeug zuflüstert?

Also besuche ich nebenan ein Seminar, das »Breakout-Session: Hope for those who struggle« heißt. Ich hoffe auf ein Rezept. Aber der Chef von Exodus International, Alan Chambers, wirft in Halle zwei zunächst mit großen Sätzen um sich.

»Freiheit ist ein Prozess. Sagt es mit mir zusammen! Freiheit ist ein Prozess! Amen!«

»Schwul zu sein ist wie im Rollstuhl zu sitzen. Der eine schafft es schnell wieder raus. Der andere sitzt immer noch drin. Ist der im Rollstuhl deshalb weniger wert? Nein. Natürlich nicht. Auch er kann es schaffen. Amen!«

Alan Chambers lebt seit 1991 hetero, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er ist gut gekleidet, trägt ein schwarzes Sakko über dem weißen Hemd. »Sieben Komponenten brauchen wir«, ruft er, »um lebenslang straight leben zu können.« Ich horche auf. Die Therapie kann beginnen. Endlich.

»Habe realistische Erwartungen! Hetero zu werden ist wie ein lebenslanges Workout. Es braucht Zeit, bis man Resultate sieht.«

»Hoffe!«

»SCHWUL ZU SEIN IST WIE IN EINEM ROLLSTUHL ZU SITZEN.«

ALAN CHAMBERS, EXODUS

»Sei ehrlich zu dir selbst!«

»Vergib den Menschen, die dich schwul machten, also vor allem deinen Eltern und deinen Freunden!«

»Gehe in die Kirche!«

»Umgeb dich mit anderen Ex-Gays!«

»Leide! Heterosexuell zu werden ist wie einen holprigen Weg zu beschreiten statt den asphaltierten Highway zu nehmen. Amen!«

Die Frauen mit den Broschen an ihren Blusen, die Herren mit den Handys am Gürtel, die Jungs mit den zu engen T-Shirts, die Mädchen mit den schwarzen Heavy-Metal-T-Shirts. Sie nicken oder schreiben mit. »Gott, hilf uns, unseren freien Willen zu nutzen und zu verneinen, was die Natur uns gab!« ruft Chambers.

Meine Kraft reicht nicht, um Chambers' Homo-Hokuspokus weiter standzuhalten. Ich taumele aus dem Saal und falle eine Tür weiter in die Kapelle und höre, dass die Hippies, MTV, Hollywood, Lady Gaga und Ricky Martin schuld seien, dass unsere Gesellschaft immer schwul werde. Dass 91 Prozent aller Lesben in ihrer Jugend sexuell oder verbal missbraucht wurden (als Quelle dienen übrigens Befragungen unter Ex-Gays). Und dass es im Leben NICHT darum gehe, Spaß zu haben oder glücklich zu sein. Habe ich in diesem Punkt die Bibel

nicht anders in Erinnerung? Gehört das »Streben nach Glück« nicht gemäß der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung zu den unveräußerlichen Rechten eines jeden Bürgers der Vereinigten Staaten?

Im hell erleuchteten Atrium sieht man das offensichtlich anders. Die meisten Besucher stehen an einem Stand an, an dem man alle Vorträge auf CD kaufen kann, für 46 Dollar. Ein rotgesichtiger Seelsorger namens Peter Boyd fragt, ob ich ihn nicht für einen Talk begleiten möge. Er streicht mir über den Oberarm und lächelt wie früher Brisko Schneider in der Wochenshow. Er könne mir mit meinen »Männerangelegenheiten« helfen, »rein spirituell« natürlich. »Später vielleicht«, sage ich und erlebe ein paar Schritte weiter, dass Homosexualität eine Sache für die ganze Familie sein kann.

Ein rundlicher Mann diskutiert mit seiner Frau und den beiden erwachsenen Söhnen, wie der dritte Sohn zu retten ist. »Ich glaube, wir müssen auf Ryan zugehen, sonst verlieren wir ihn«, sagt der älteste, der aussieht, als würde er dem Football-Team seines College noch viel Ehre bereiten. Sein Vater erwidert: »Als seine Brüder seid ihr näher dran an ihm. Das ist euer Job.« Der Football-Typ antwortet: »Wir müssen das gemeinsam tun, wir sollten ihn nicht

länger verstoßen.« Der jüngere Sohn, schwächer als sein Bruder, schüttelt den Kopf. »Was können wir schon ausrichten? Ryan lebt bei seinem Freund. Wir haben ihn VER-LO-REN!« Die Mutter schnäuzt in ein Taschentuch.

Als sie mit ihrem Mann ins Kirchen-Raumschiff entschwindet, spreche ich die Söhne an. »Was stört euch daran, dass euer Bruder schwul ist?«, frage ich. Der Ältere mustert mich, antwortet: »Mein Bruder ist nicht schwul. Ryan hat nur so einen Typ kennengelernt. Der hat ihm das einge-redet.« Der Jüngere sagt: »Die ganze Straße spricht über uns. Ryan weiß nicht, was er meinen Eltern damit antut. Und wie will er als Schwuchtel einen Job finden?«

»Guter Punkt«, antworte ich, und das ist nicht geheuchelt. In vielen Bundesstaaten können Lehrer, Ärzte und Kindergärtner ihren Job verlieren, wenn sie sich outen. Weil sie nicht mehr als Vorbilder taugen oder sie sich an Schutzbefohlenen vergehen könnten, so ein Vorbehalt. In Städten wie Minneapolis verbietet ein kommunaler Erlass Lehrern, sich für schwule Schüler einzusetzen, wenn diese von anderen Schülern wegen ihrer Homosexualität gemobbt werden. In sexuellen Angelegenheiten müssen sie sich nämlich »grundsätzlich neutral« verhalten, lautet die Direktive.

Es wird Nachmittag in Houston, und noch immer haben die meisten Besucher nicht genug vom Schwulen-Exorzismus. Jetzt beantworten Ex-Gays Zuschauerfragen. Ein Besucher will wissen, ob er seinem 16-jährigen Sohn gestatten soll, einen anderen Jungen zu daten. Antwort: »Bloß nicht. Was ist, wenn der Junge Aids hat, Pornos oder Crystal Meth?«

Eine andere Frage lautet: »Darf ich meine lesbische Schwester meine Kinder hüten lassen?« Antwort: »Kommt drauf an, aber besser nicht. Was ist, wenn das Kind bei der lesbischen Schwester Dinge sieht, die man als Mutter nicht erklären will?«

Im Café wird Fisch und Reis in Styroporboxen geschaufelt, es liegen Muffins und Äpfel aus. Ich frage nach einer Banane und höre »so was haben wir hier nicht«. Ich muss lachen. Am Abend zuvor war ein paar Meilen nördlich in einer kleineren Kirche ein ehemaliger Ex-Gay, ein sogenannter Ex-Ex-Gay, aufgetreten. Peterson Toscano hielt eine Gegenveranstaltung zu Love Won Out ab. Er hatte 17 Jahre lang

verschiedene mehrmonatige Ex-Gay-Camps von Exodus besucht, und mehr als 30 000 Dollar bezahlt, um am Ende, mit 34 Jahren, festzustellen, dass sie ihm vor allem in Depressionen getrieben hatten. In jenen Camps seien Gurken, Zucchini und Bananen verboten. »Einige Teilnehmer hatten das Gemüse zweckentfremdet«, hatte Toscano berichtet. Gut 50 Leute waren zu seinem Vortrag gekommen und hatten gehört, dass auch der amerikanische Psychologenverband die Schwulen-Kurse für nutzlos hält. Ex-Ex-Gay Toscano drückt es anders aus: »Du kannst einem Fisch nicht das Fliegen beibringen. Du kannst ihn zwar durch den Raum werfen, sodass er glaubt, fliegen zu können. Aber am Ende wird er gegen eine Wand knallen.«

Genau das geschah auch einigen Frontleute der Ex-Gay-Bewegung. John Paulk, eine ehemalige Drag-Queen, hatte nach seiner Konversion zum evangelikalen Christentum 1998 Love Won Out gegründet. Er war zugleich Vorsitzender von Exodus International – bis er 2000 in einer Schwulenbar beim Flirten mit Männern fotografiert wurde. Paulk trat von allen Ämtern zurück. Vor einem Jahr verzichtete der Psychologe und Ex-Gay-Aktivist George Rekers auf seinen Posten als Vorsitzender der National Association for Research and Therapy of Homosexuality, nachdem herausgekommen war, dass er auf einer Europareise einen Callboy als ständigen Begleiter gebucht hatte. Diese Geschichten erzählt man gern in der Schwulenszene, als Beleg für die Scheinheiligkeit der Ex-Gay-Bewegung. Diese wiederum sieht die Fälle nur als Beweis der These, dass der Kampf gegen die Homosexualität eine lebenslange Aufgabe sei – gelegentliche Rückfälle inbegriffen.

In Deutschland ist es Psychologen von Seiten des Berufsverbands verboten, ihre Patienten umzupolen. Dennoch bieten laut dem Bundesverband Deutscher Psychologen immer wieder Mitglieder Homo-Heilungen an. In Süddeutschland versuchen einige kirchliche Gruppen das Gleiche. Auch Exodus drängt nach Europa. Amerikas Ex-Gays gastieren in fast allen Staaten, in denen streng gläubige Christen leben.

Es ist Nachmittag, und über der Sugar Creek Baptist Church zieht ein Flugzeug ein Band hinter sich her. »You can't pray away the gay«, steht drauf. Drinnen im Raumschiff bekommt keiner etwas davon



Ein Raumschiff neben dem Chevrolet-Händler: die Sugar Creek Baptist Church in Houston, Texas. Drinnen wird erbauliche Lektüre für Homosexuelle und deren Angehörige angeboten.

mit. Es wird gebetet. Der Junge mit den Glitzerohrsteckern hat die Hände gefaltet und die Augen geschlossen. Er sitzt zwischen seinen Eltern eine Reihe vor mir. Sein Vater ist eingeschlafen. Seine Mutter gibt ihm einen Stups. »Das schaffen wir schon, Junge«, sagt sie und zwinkert ihm zu. Als er auf die Toilette geht, folge ich ihm und spreche ihn vor der Klotür an. Ich gebe mich als Journalist zu erkennen und sage: »Ich sehe in deinen Augen, dass es dir hier nicht gefällt. Warum bist du hier?« Der Junge schaut zur Tür, hinter der seine Eltern dem Schlussgebet lauschen. Er knabbert an einem Fingernagel, sagt, er könne nicht reden. Ich schreibe ihm meine Handynummer auf einen Gebetszettel. Die Tür geht auf, Besucher strömen aus dem Raumschiff ins Atrium. Der Junge geht zu seinen Eltern.

Vor der Bühne haben Seelsorger ihre Hände auf die Schultern von Gläubigen gelegt und beten mit ihnen. Chefprediger Chambers steht zwischen leeren Sitzbänken und dankt einem Tontechniker. Ihn will ich sprechen. Er wirkt müde, nicht mehr aufgedreht. Seine strahlenden Zähne, die silbernen Haare und das blasse Gesicht



STEPHAN SEILER

Der 31-Jährige ist Absolvent der Journalistenschule Axel Springer und arbeitet als freier Autor für Magazine und Zeitungen. Zurzeit lebt er in den USA, dem Land, »das ich nie ganz verstehen werde«. www.stephanseiler.de

ergeben gemeinsam ein ovales Weiß. Von Weitem sah er besser aus.

»Sie haben gesagt, dass Homosexualität nicht Gottes Wille sei«, beginne ich, und Chambers nickt, »wie ist es dann möglich, dass mehr als 1500 Tierarten homosexuelles Verhalten zeigen? Wie erklären Sie, dass Löwen, Affen, Pinguine, Delphine, Giraffen, Elefanten, Fliegen und Schwäne schwulen Sex haben oder lebenslang ein Homo-Pärchen bilden?« Chambers weicht einen Schritt zurück. Offensichtlich hatte er mit Dankesworten gerechnet. Er lächelt gezwungen, sagt: »Wir sollten Tiere nicht mit Menschen vergleichen. Tiere essen ihren eigenen Kot, wissen Sie das nicht?«

»Aber sind Tiere nicht auch Geschöpfe Gottes?«, erwidere ich, »sind sie nicht das Natürlichste, was die göttliche Welt zu bieten hat? Elefanten schauen kein MTV, und Probleme mit zu strengen Vätern haben sie üblicherweise auch nicht.« Chambers Gesichtsausdruck verrät, dass er das Gespräch bald abbrechen wird. »Das ist etwas anderes«, sagt er, »Tiere haben keine Seele.« Chambers verabschiedet sich. Er müsse los. Kurz darauf geht im Raumschiff das Licht aus.

Ein paar Stunden nach der Konferenz erhalte ich eine SMS. Es ist der Junge mit den Glitzerohrsteckern. Er schreibt über Yahoo, weil er kein Handy mehr besitzt. Das hatten ihm seine Eltern weggenommen, damit er nicht mit Schwulen telefonieren kann. Er erzählt per SMS seine Geschichte: Er sei 19, gehe aufs College, wohne aber immer noch bei seinen Eltern in einem Vorort von Houston. Die Sugar Creek Church besuche er, seit er sieben Jahre alt sei. Gott sei ihm wichtig, aber zur Ex-Gay-Konferenz zu gehen, das war die Idee seiner Eltern. Sie seien ausgerastet, als sie ihn beim Chatten mit einem Jungen erwischten. Seitdem darf er nicht mehr ausweichen. Ich schicke ihm die Nummer einer US-Telefonseelsorge für schwule Jugendliche. Dann frage ich, ob er noch mal zu den Ex-Gays gehen wolle. »Ich glaube nicht. Dieser Samstag hat mir gereicht«, antwortet er. Er suche sich nun einen Job, um sich eine eigene Wohnung leisten und zu Hause ausziehen zu können. ☒